



Leseprobe

Sara Shepard

Lying Game - Sag mir erst, wie kalt du bist

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 336

Erscheinungstermin: 08. September 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»Sutton ist tot. Sag es niemandem. Spiel weiter mit ... Oder du bist als Nächste dran.« Vor zwei Monaten wurde Emma Paxtons Zwillingschwester Sutton umgebracht und der unbekannte Mörder hat Emma gezwungen, Sutttons Platz einzunehmen. Emma ist fest entschlossen, den Täter zu entlarven. Die Shortlist der Verdächtigen wird immer kürzer, aber Emma hat noch keine wirklich heiße Spur. Der Verdacht gegen Sutttons Stiefschwester hat sich in Luft aufgelöst. Bleibt noch Emmas und Sutttons leibliche Mutter Becky, die vor kurzem aus dem Nichts wiederaufgetaucht ist. Und sofort erkannt hat, dass Emma nicht Sutton ist – etwas, das nur Emmas Freund Ethan und der Mörder wissen. Reiner Mutterinstinkt? Oder weiß Becky mehr, als sie zugibt?



Autor

Sara Shepard

Sara Shepard hat an der New York University studiert und am Brooklyn College ihren Magisterabschluss im Fach Kreatives Schreiben gemacht. Sie wuchs in einem Vorort von Philadelphia auf, wo sie auch heute lebt. Ihre Jugend dort hat die »Pretty Little Liars«-Serie inspiriert, die in 22 Länder verkauft wurde und die, ebenso wie ihre Reihe »Lying Game«, zum New York Times Bestseller wurde. Inzwischen wurde »Pretty Little Liars« mit großem Erfolg als TV-Serie weltweit ausgestrahlt.

Sara Shepard • Lying Game

Sara Shepard

A decorative frame made of elegant, black, swirling lines that enclose the title text.

**LYING
GAME**

Sag mir erst, wie kalt du bist

Aus dem Englischen
von Violeta Topalova

Verrat ist die einzige Wahrheit, die bleibt.

Arthur Miller

Prolog

Ich beobachtete die beiden Teenager, die an einem sonnigen Samstagmorgen nebeneinander vor dem Coffee Cat Café saßen. Sie waren einander zugewandt und sprachen leise und vertraut miteinander. Ihre Körper waren sich nahe, berührten sich aber nicht. Die meisten Leute hielten die beiden wahrscheinlich für ein Paar – ein sehr attraktives Paar. Der Junge hatte hohe Wangenknochen und war athletisch gebaut. Sein blau-grün gestreiftes Poloshirt brachte die grünen Flecken in seinen haselnussbraunen Augen zur Geltung. Er sah so gut aus wie ein Filmstar, aber vielleicht war ich auch voreingenommen. Thayer Vega war schließlich mein Freund.

Das war er zumindest vor meinem Tod gewesen.

Das Mädchen neben ihm sah genauso aus wie ich, als ich noch einen Körper gehabt hatte. Ihre leuchtend blauen Augen waren von meinem schokoladenbraunen Eyeliner umrandet, und ihr hellbraunes Haar fiel ihr in dichten Wellen über den Rücken, so wie es meines auch getan hatte. Sie trug einen grauen Kaschmirpulli und dunkelblaue

Skinny-Jeans aus meinem Schrank. Sie hörte auf meinen Namen, und als ihr eine Träne über die Wange rollte, beugte sich mein Freund zu ihr und umarmte sie. Augenblicklich krampfte sich der Geist meines Herzens zusammen.

Ich hätte mich inzwischen eigentlich an meine Lage gewöhnt haben müssen: Ich lebte die körperlose Existenz eines toten Mädchens, das wie eine verirrte Plastiktüte hinter seiner verloren geglaubten Zwillingsschwester Emma herflatterte. Ich beobachtete, wie sie mein Leben lebte, in meinem Zimmer schlief und mit dem Freund sprach, den ich nie wieder küssen würde.

An dem Abend, an dem Emma und ich uns zum ersten Mal treffen wollten, kam ich nicht zum Treffpunkt – weil ich ermordet worden war. Der Killer zwang Emma, meinen Platz einzunehmen, sonst werde er sie auch töten. Sie lebte nun schon seit Monaten mein Leben und versuchte, das Rätsel meines Todes zu lösen. Aber dass ich das alles wusste, machte es mir auch nicht einfacher, Momente wie diesen mitansehen zu müssen.

Als Thayer vor ein paar Wochen aus der Entzugsklinik nach Tucson zurückgekehrt war, hatte Emma zuerst geglaubt, er hätte mich umgebracht. Aber obwohl er an jenem Abend im Sabino Canyon bei mir gewesen war, ergaben ihre Nachforschungen – zu meiner großen Erleichterung –, dass er mich auf keinen Fall getötet haben konnte. Sie hatte auch die Unschuld meiner Adoptiveltern bewiesen, die allerdings ein ungeheures Geheimnis vor mir ver-

borgen hatten – nämlich, dass sie meine leiblichen Großeltern waren. Unsere Mutter Becky war ihre Tochter. Sie hatte uns als Teenager bekommen, mich bei ihren Eltern geparkt, Emma geschnappt und die Stadt verlassen. Fünf Jahre später verließ sie auch Emma, die danach in Pflegefamilien aufgewachsen war.

Ich beobachtete, wie Thayer und Emma miteinander sprachen, bis ein lauter Auspuffknall ertönte. Emma riss den Kopf hoch und richtete den Blick auf einen braunen Buick, der mit laufendem Motor auf dem Parkplatz vor dem Café stand. Die Frau am Steuer wirkte verwahrlost. Ihr schwarzes Haar war wirr und ungepflegt, ihre Wangen fahl und eingefallen. Trotzdem spürte ich, dass sie einmal sehr hübsch gewesen war.

Als ich wieder zu Emma blickte, sah ich, dass ihre Hände zitterten. Ihr Kaffeebecher fiel auf den gefliesten Boden, der Deckel sprang ab, und lauwarmer Kaffee verteilte sich über meine schwarzen Ballerinas. Aber sie achtete nicht darauf.

»Oh mein Gott«, flüsterte Emma.

Und in diesem Augenblick wusste ich es: Die Frau war Becky, unsere leibliche Mutter. Ich erkannte sie aus Emmas Erinnerungen, obwohl sie noch viel zerlumpter war als vor dreizehn Jahren, als meine Schwester sie zum letzten Mal gesehen hatte. Und doch kam sie auch mir vertraut vor. Ich fragte mich, ob wir uns nicht vielleicht doch schon einmal getroffen hatten. Bislang hatte ich nur bruchstückhafte Erinnerungen an mein Leben. Immer wieder stiegen ein-

zelne Szenen in mir auf, was sich meist durch ein verstörendes Kribbeln ankündigte. Auch jetzt fühlte ich mich ganz kribbelig, aber als ich die Augen schloss, war da nichts. Ich hatte erst am Abend meines Todes von Beckys Existenz erfahren. Mein Vater hatte sich am selben Abend heimlich mit ihr getroffen – hatte ich das etwa auch getan? Ich konzentrierte mich auf das Kribbeln und versuchte krampfhaft, mich an weitere Details dieser Nacht zu erinnern. Aber mein Verstand blieb leer und ich öffnete die Augen mit dunklen Vorahnungen und einem Gefühl des Schreckens.

Erst gestern Abend hatte mein Vater Emma gesagt, Becky habe Probleme und sei möglicherweise sogar gefährlich. Und als ich das Auto in einer Abgaswolke davonschießen sah, konnte ich nicht anders, als mich zu fragen, ob sie dazu fähig gewesen wäre, ihre eigene Tochter zu töten.



Drive-By-Mom

Emma Paxton starrte die Frau in dem Buick an. Zuerst sah sie nur eine hagere Person mit faltigem Gesicht, eingefallenen Wangen und trockenen dünnen Lippen. Aber dann kam ihr irgendetwas merkwürdig vertraut vor. Sie kniff die Augen zusammen und konnte sich plötzlich vorstellen, dass die wirren Haare der Frau wieder rabenschwarz glänzten. Und ihre Augen – diese Augen!

Ein elektrischer Schock durchzuckte sie. *Unsere Augen sind das Schönste an uns, Emmy*, hatte ihre Mutter immer zu ihr gesagt, wenn sie in einer der vielen schäbigen Wohnungen, in denen sie gehaust hatten, vor dem Spiegel gestanden waren. *Sie sind wie zwei Saphire und mehr wert als alles Geld der Welt.*

Sie keuchte auf. Das war ...

»Oh mein Gott«, flüsterte sie.

»Was hast du gesagt, Sutton?«, fragte Thayer Vega.

Aber Emma hörte ihn kaum. Sie hatte ihre leibliche

Mutter seit dem Tag vor dreizehn Jahren nicht mehr gesehen, an dem Becky sie im Haus einer Freundin zurückgelassen hatte und spurlos verschwunden war. Damals war sie fünf gewesen.

Die Frau schaute auf und ihre Augen – zwei blaue Saphire – bohrten sich in Emmas. Ihre Nasenflügel blähten sich wie die Nüstern eines erschrockenen Pferdes, dann knallte der Auspuff noch einmal laut, und das Auto schoss in einer dichten Abgaswolke davon.

»Nein!«, schrie Emma und sprang auf. Sie kletterte über das schmiedeeiserne Geländer, das die Terrasse des Cafés umgab, und kratzte sich dabei das Schienbein auf. Schmerz zuckte durch ihr Bein, aber sie hielt keinen Augenblick inne.

»Sutton! Was ist los?«, rief Thayer und eilte ihr nach.

Sie rannte dem Buick hinterher, der aus dem Parkplatz raste und nach links ins Viertel der Mercers abbog. Emma folgte ihm auf die Straße und achtete nicht auf die Autos, die an ihr vorbeizischten. Die Fahrer hupten wütend, und einer streckte den Kopf aus dem Fenster und brüllte: »Was zum Teufel machst du da?« Hinter sich hörte Emma Thayers keuchende Atemzüge und seine ungleichmäßigen Schritte. Er versuchte nach Kräften, trotz seines verletzten Beins mit ihr Schritt zu halten.

Der Buick bog in die Straße der Mercers ein und beschleunigte. Emma zwang sich, noch schneller zu rennen, obwohl ihre Lungen brannten. Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie würde Becky noch einmal verlieren.

Vielleicht wäre das gar nicht so schlimm, dachte ich, immer noch verstört von meiner Beinahe-Erinnerung – oder wenigstens Vermutung. Was auch immer hier vorging, ich glaubte nicht, dass Becky in der Stadt war, um die Familie wieder zusammenzuführen.

Plötzlich quietschten Bremsen, und der Buick hielt so abrupt an, dass die Luft vom Geruch verbrannten Gummis erfüllt war. Ein paar Kinder, die auf der Straße Kickball spielten, schrien, und ein kleiner Junge stand nur Zentimeter vor der Kühlerhaube, einen leuchtend roten Ball in der Hand. Er war vor Schreck erstarrt.

»Hey!«, schrie Emma und sprintete zu dem Auto. Sie nahm die Abkürzung über den Rasen der Donaldsons, hechtete über ihre Kokopelli-Rasenskulptur und wich in letzter Sekunde einem sehr stacheligen Kaktus aus. »Hey!«, schrie sie noch einmal, stürzte sich auf das Auto und stützte sich am Kofferraum ab. Sie schlug gegen das Rückfenster. Die Auspuffgase dampften heiß gegen ihre Knie.

»Warte!«, schrie sie. Ihre Augen trafen Beckys im Rückspiegel. Ihre Mutter erwiderte ihren Blick und ihre Lippen teilten sich.

Einen Augenblick lang stand die Zeit still. Emma und ihre Mutter schauten sich im Spiegel an und der Rest der Welt war versunken. Der Junge rannte zum Bordstein und umklammerte seinen Ball. Vögel planschten im Vogelbad der Stotlers. Der Motor eines Rasenmähers grollte in der Nähe. Zögerte Becky, weil sie glaubte, Emma sei Sutton? Oder dachte sie an Emma und an all die schönen Erinne-

rungen, die sie beide teilten? Wie sie im Bett gesessen und Harry Potter gelesen hatten. Wie sie sich mit den Kleidern kostümiert hatten, die Becky in der Verschenkkiste des Second-Hand-Shops gefunden hatte. Wie sie sich bei Gewitter ein Zelt aus Decken im Wohnzimmer gebaut hatten. Fünf Jahre lang hatte es nur sie beide gegeben, Mutter und Tochter gegen den Rest der Welt.

Aber dann wandte Becky den Blick ab. Der Motor heulte wieder auf und der Buick schoss in einer Staubwolke davon. Emma würgte ein Schluchzen herunter. Sie wendete sich ab – und blieb wie angewurzelt stehen. Ein Polizeiauto war lautlos hinter ihr zum Stehen gekommen.

Der Fahrer kurbelte das Fenster herunter und Emma sog überrascht den Atem ein. Es war Detective Quinlan.

»Miss Mercer«, sagte Quinlan säuerlich, die Augen hinter seiner Pilotenbrille verborgen. »Was ist hier los?«

Emma drehte sich um und sah gerade noch, wie der Buick um die Ecke bog. Einen flüchtigen Augenblick lang hoffte sie, dass Becky wegen der Polizei abgehauen war und nicht, um ihrer Tochter zu entkommen. »War das eine Freundin von dir?«, fragte Quinlan und schaute ebenfalls zu dem Auto.

»Äh, nein. Ich dachte, ich hätte sie erkannt, aber ich ... habe mich getäuscht«, sagte Emma lahm. Hätte nicht ein anderer Polizist in ihrem Viertel Streife fahren können? Quinlan wusste auch so schon viel zu viel über sie – zumindest glaubte er das. Er hatte eine dicke Akte über ihre Zwillingschwester, hauptsächlich wegen der gefährlichen

Streiche, die sie mit ihrer Clique, dem Lügenspielclub, abgezogen hatte. Einmal hatte Sutton zum Beispiel die Polizei alarmiert, weil sie angeblich einen Löwen auf dem Golfplatz gesehen hatte. Ein anderes Mal hatte sie behauptet, sie habe ein Baby in einem Müllcontainer schreien hören. Der Höhepunkt der Akte war der Streich, bei dem Suttons Auto auf einem Eisenbahnübergang »den Geist aufgeben« hatte, um dann in letzter Minute wie durch ein Wunder wieder anzuspriegen, kurz bevor ein Güterzug über die Stelle hinwegdonnerte.

Meine Freundinnen waren wegen dieses Streichs besonders sauer auf mich gewesen.

Sie hatten sich einen Rachestreich überlegt, der so grenzwertig gewesen war, dass ich selbst jetzt nur ungern daran dachte. Ein Video des Streiches, bei dem ein maskierter Angreifer mich gewürgt hatte, war im Internet gelandet. Und dieses Video hatte Emma zu mir geführt.

Quinlan kniff misstrauisch die Augen zusammen. »Nun, falls du sie doch kennst, sag ihr, sie soll ab jetzt ein bisschen vorsichtiger fahren. Sonst verletzt sie noch jemanden.« Er schaute vielsagend auf die Kinderschar, die sie vom Bordstein aus interessiert beobachtete.

Emma wurde wütend. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und fragte: »Haben Sie nichts Besseres zu tun?« Provokation war Suttons Natur, und manchmal war es sehr befreiend, diese Eigenschaft ihrer Schwester zu übernehmen.

Thayer kam keuchend zu ihnen gerannt. »Hallo, Officer«, sagte er vorsichtig.

»Mr Vega.« Als Quinlan Thayer sah, wirkte er resigniert – er traute ihm genauso wenig wie Sutton. Thayer legte Emma beschützend die Hand auf den Arm.

Ich zuckte zusammen. Ich wusste, dass Thayer ihr nur beistehen wollte, aber ich war trotzdem eifersüchtig. Ich war nicht die Art Mädchen, die gerne teilte, nicht einmal mit meiner eigenen Schwester. Und vor allem nicht meinen Freund.

Endlich schüttelte Quinlan langsam den Kopf. »Bis dann, ihr zwei«, sagte er und fuhr davon.

Thayer fuhr sich mit den Händen durchs Haar. »Hatten wir das nicht schon mal? Aber wenigstens hat mich diesmal niemand angefahren.«

Emma lachte gezwungen. Am Abend, an dem ihre Schwester ermordet worden war, waren Sutton und Thayer zusammen im Sabino Canyon gewesen. Er hatte sich aus seiner Entzugsklinik in Seattle geschlichen, um Sutton zu besuchen, aber der Abend, der mit einem romantischen Mondscheinspaziergang begonnen hatte, war schnell zu einer Katastrophe geworden. Zuerst hatten sie Mr Mercer mit einer Frau reden sehen, die sie für seine Geliebte hielten. Danach hatte jemand Suttons Auto geklaut, Thayer angefahren und ihm dabei das Bein zertrümmert. Suttons Schwester Laurel hatte Thayer abgeholt und ihn ins Krankenhaus gebracht. Sutton war allein im Canyon zurückgeblieben. Dort hatte sie ihren Adoptivvater Mr Mercer getroffen, der ihr die Wahrheit über die Frau sagte, mit der er sich getroffen hatte: Ihr Name war

Becky und sie war Mr Mercers Tochter – Suttons leibliche Mutter.

Aber was als Nächstes passiert war, wusste Emma nicht. Sie wusste nur, dass Sutton es nicht überlebt hatte. Und dass sie diesen Mord aufklären wollte. Emma versuchte schon seit ihrer Ankunft in Tucson, den Verlauf dieses Abends im Canyon zu rekonstruieren. Jeder Hinweis brachte sie der Wahrheit ein Stückchen näher, aber sie hatte immer noch keine Ahnung, wie das Rätsel zu lösen war. Sie hatte herausgefunden, dass Sutton, die über Mr Mercers Verrat wütend gewesen war, tiefer in den Canyon zurückgerannt war – aber wohin war sie danach gegangen? Wodurch war sie gestorben?

Emma schaute an sich herunter und sah, dass ein dünnes Rinnsal Blut von der Schramme an ihrem Schienbein in ihre Ballerina sickerte.

»Hier«, sagte Thayer mit einem Blick auf ihr Bein. Er nahm ein blaues Halstuch aus der Tasche, kniete sich neben sie und betupfte die Wunde vorsichtig. »Keine Sorge, es ist sauber. Ich habe das extra dafür dabei, um es Prinzessinnen in Not anzubieten«, fügte er grinsend hinzu.

Als das verblichene Stück Stoff sich vom Blut meiner Zwillingsschwester dunkel färbte, stieg eine Erinnerung in mir auf. Ich sah, wie Thayer mir mit gerunzelter Stirn dasselbe Tuch reichte, damit ich mir die Tränen abwischen konnte. Ich wusste nicht mehr, weshalb ich geweint hatte, aber ich wusste noch, wie ich mein Gesicht in dem weichen Stoff vergraben und den warmen, angenehmen Ge-

ruch von Thayers Körper eingeatmet hatte, der noch daran haftete.

»Und wer war das jetzt?«, fragte Thayer und band das Tuch fest um Emmas Knöchel, um die Wunde zu verbinden.

Emma suchte panisch nach einer Erklärung, einer weiteren Lüge. Aber dann schaute sie den Jungen an, der ihre Schwester geliebt hatte. Seine braunen Augen blickten weich und besorgt, und als sie den Mund aufmachte, kam nur die Wahrheit heraus. »Meine leibliche Mutter.«

Thayer blinzelte geschockt. »Ehrlich?«

»Ehrlich.«

»Woher wusstest du, dass sie es war? Ich dachte, ihr hättet euch nie gesehen?«

»Sie hat mir ein Bild von sich hinterlassen«, sagte Emma und dachte an die Botschaft, die Becky im Horseshoe Diner gelassen hatte.

Ein paar schreckliche Tage lang hatte Emma geglaubt, Mr Mercer habe Sutton getötet, um sie daran zu hindern, seine Affäre zu enthüllen. Da sie wusste, dass Sutton Mr Mercer mit einer Frau im Canyon gesehen hatte, war sie in sein Büro eingedrungen, hatte seine Papiere durchsucht und herausgefunden, dass er heimlich Geld an eine Frau namens Raven überwies. Sie hatte ein Treffen mit Raven in ihrem Hotel arrangiert, aber die geheimnisvolle Frau hatte sie auf eine Schnitzeljagd geschickt, die mit einem Brief in einem Diner endete. Raven hatte den Brief und ein Foto von sich dort gelassen – von dem sie Beckys Gesicht ange-

starrt hatte. Raven/Becky war verschwunden, aber Mr Mercer war im Diner aufgetaucht und hatte Emma alles erklärt.

Dies war auch der Grund gewesen, aus dem Emma sich mit Thayer zum Kaffeetrinken verabredet hatte. Sie wollte ihm sagen, dass nicht Mr Mercer derjenige gewesen war, der ihn im Sabino Canyon angefahren hatte – und dass die Frau, mit der er Mr Mercer gesehen hatte, in Wahrheit ihre leibliche Mutter war.

»Sie war es, Thayer. Das weiß ich genau«, wiederholte Emma.

»Ich glaube dir«, sagte er leise.

Hinter ihnen ratterte eine Garagentür, und sie gingen beiseite, um einen frisch gewachsenen Lexus durchzulassen, der an ihnen vorbei rückwärts auf die Straße fuhr. Sie blieben einen Augenblick lang schweigend stehen.

»Packst du das?«, fragte Thayer schließlich.

Emmas Kiefer zitterte. »Sie sah ... krank aus, oder?«

»Sie muss krank sein, wenn sie nicht mit dir reden will.« Thayer streckte die Hand aus und drückte ihren Arm, allerdings nur kurz, als habe er Angst, die Geste sei zu intim. Er nickte verlegen zurück in Richtung des Cafés. »Ich sollte besser nach Hause gehen. Aber, Sutton ...« Er zögerte wieder. »Wenn du über die Sache reden willst, bin ich immer für dich da. Das weißt du, oder?«

Emma nickte gedankenverloren. Erst als Thayer schon drei Straßen entfernt war, merkte sie, dass sein Tuch immer noch um ihren Knöchel geknotet war.

Ich sah ihm nach. Vielleicht hatten er und Emma ja recht. Möglicherweise verhielt sich Becky seltsam, weil sie krank war. Aber ich konnte das Gefühl nicht abschütteln, dass ich ihr Gesicht schon einmal gesehen hatte, und zwar als ich noch lebendig und nicht Emmas schweigender Schatten gewesen war.

Ob es wohl das letzte Gesicht gewesen war, das ich lebend gesehen hatte?

2

Gut, böse, sexy

Später am selben Tag parkte Emma Suttons Oldtimer-Volvo vor den Old Tucson Filmstudios. Ein heruntergekommener alter Western-Saloon lag vor ihr, komplett mit hölzernen Schwingtüren. Es stank sogar heftig nach Alkohol. Daneben befanden sich ein Bankgebäude mit Einschusslöchern, ein Pflock zum Anbinden der Pferde und ein Haus, das ein Bordell sein musste, zumindest den dick geschminkten Frauen nach zu urteilen, die sich auf der Veranda Luft zufächelten. In den 1950er- und 1960er-Jahren hatte das Studio als Kulisse für Western gedient, aber jetzt war es ein Vergnügungspark, ein Wildwest-Disneyland voller Touristen. Ethan Landry – Emmas Freund und außer Suttons Mörder der einzige Mensch in Tucson, der ihre wahre Identität kannte – hatte vorgeschlagen, sie sollten sich hier treffen, statt wie sonst auf dem öffentlichen Tennisplatz in Suttons Viertel.

»Howdy, Ma'am.« Ein Mann mit Kuhfell-Chaps und

Sporenstiefeln zog grüßend seinen Cowboyhut. Emma winkte ihm halbherzig zu. Sie war nicht in der richtigen Stimmung für falsche Wildwest-Romantik. Sie wäre es gerne gewesen – es war eine reizvolle Vorstellung, selbstbewusst die Straße entlangzuschlendern, eine Kanone im Gürtel zu tragen und sich nach dieser langen Zeit der Hilflosigkeit wieder als Herrin ihres eigenen Schicksals zu fühlen.

Das Studio löste auch in mir etwas aus. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich schon mal auf einem Klassenausflug hier gewesen war und zusammen mit Char und Mads darüber gelacht hatte, wie schäbig alles hier aussah. Wir hatten die Führung verlassen und waren durch das Klohäuschen von hinten in den Saloon geschlichen. Selbst diese kleinen Erinnerungsfetzen an den Spaß, den wir zusammen gehabt hatten, erfüllten mich mit tiefer Sehnsucht.

Nachdem Emma ein paar Minuten durch den Park gewandert war, ohne Ethan zu sehen, ließ sie sich auf eine der Bänke fallen, die eine Aussicht auf den Tucson Mountain Park boten, und zog ihre Ausgabe von *Jane Eyre* hervor, die sie gerade für Englisch lesen mussten. Kaum hatte sie das Buch aufgeschlagen, da hörte sie hinter sich Kies knirschen.

Ethan ging gerade an dem Gemischtwarenladen vorbei und blinzelte in die Nachmittagssonne. Emmas Knie wurden weich, als sie seine breiten Schultern, die muskulösen Beine und sein Gesicht mit den dunkelblauen Augen betrachtete. Er trug Cargoshorts mit Camouflage-Druck und

ein schwarzes Sweatshirt, und sein Haar war so süß verstrubbelt, dass sie am liebsten die Finger darin vergraben hätte.

Sein Schatten erreichte sie lange vor ihm, denn die Sonne stand schon tief.

»Greif nach den Sternen, Partner!«, sagte sie, sprang auf und richtete die Zeigefinger wie Pistolen auf ihn.

Ethan riss die Augen in gespielter Furcht auf und hob die Hände. Dann zog er blitzschnell eine imaginäre Pistole aus seinem imaginären Mantel. »Peng!«, sagte er.

Emma griff sich an die Brust, taumelte zurück und sank auf die Knie. Und trotz der dramatischen Ereignisse des Tages musste sie kichern. Das gehörte zu den Dingen, die sie an Ethan besonders gern mochte – mit ihm konnte sie ganz sie selbst sein, die alberne Emma Paxton aus Las Vegas. Das Mädchen, das heimlich Zeitungsartikel über sein Leben schrieb und Listen mit schlagfertigen Antworten führte, die ihr leider zu spät eingefallen waren. Das Mädchen, das Marc Jacobs nicht von Michael Kors unterscheiden konnte, bevor es Suttons Leben übernommen hatte. Ethan verurteilte sie deswegen nicht, sondern mochte sie genau so, wie sie war. Noch nie hatte sie jemand so vorbehaltlos gemocht. Sogar als sie noch sie selbst gewesen war, hatten immer alle sofort Vorurteile gegen sie gehabt, da sie ein Pflegekind gewesen war.

Ethan schlenderte breitbeinig wie ein Cowboy auf sie zu und zog sie an sich. Ihre Lippen trafen sich zu einem sanften Kuss. Emma glaubte zu schmelzen.

Als sie sich voneinander gelöst hatten, schaute sie sich um. »Ich war noch nie auf einem Filmset«, sagte sie.

Ethan drehte sich ebenfalls um. »Ich vergesse immer wieder, dass du nicht hier aufgewachsen bist. Wir haben oft Klassenausflüge hierher gemacht.« Ethan nahm ihre Hand und gemeinsam schlenderten sie die staubige Straße hinunter. Er zeigte auf den Saloon, in dem ein rotgesichtiger Mann mit Bart den Tresen abwischte, hinter dem nur Whiskyflaschen standen. »Den haben sie für *Rio Bravo* gebaut. Und in den Sechzigern wurden hier eine Menge Folgen *Bonanza* und *Rauchende Colts* gedreht.«

»Auf einer Tafel am Eingang stand, dass auch *Unsere kleine Farm* hier gedreht wurde«, sagte Emma. »Ich habe diese Serie geliebt.«

Ethan wirkte überrascht. »Das hätte ich nicht gedacht.«

Emma zuckte die Achseln. »Ich habe mir nach der Schule immer die Wiederholungen angeschaut«, sagte sie. »Ich glaube, es hat mir gefallen, weil die Familie trotz ihrer Armut so liebevoll und glücklich war. Ma und Pa hätten alles für ihre Kinder getan.«

Ethan warf ihr einen Seitenblick zu. »Und was hältst du von den Mercers? Sind die auch eine so gute Familie?«

Emma nickte langsam. Sie wusste, dass Ethan auf ihre Entdeckung anspielte, dass die Mercers tatsächlich ihre wahre Familie waren. Sie konnte noch immer nicht fassen, dass Mr und Mrs Mercer ihre Großeltern waren – und Laurel ihre Tante. Sie war dankbar dafür, dass sie sie endlich gefunden hatte, aber in mancher Hinsicht machte das

alles nur noch komplizierter. Die Mercers wussten nicht, dass sie zwei Enkelinnen hatten. Und sie wussten auch nicht, dass die Enkelin, die sie wie ihr eigenes Kind großgezogen hatten, ermordet worden war. Was würden sie tun, wenn sie es herausfanden? Was würden sie sagen, wenn sie erfuhren, dass Emma sich für Sutton ausgegeben hatte und ihr die ganze Zeit lang klar gewesen war, dass Sutton längst tot war?

Darüber dachte auch ich oft nach. Ich wollte, dass meine Eltern Emma mit offenen Armen aufnahmen. Wirklich. Und ich wünschte, ich könnte ihnen alles erklären. Aber Lügen können verletzen, besonders Lügen von einem derartigen Ausmaß.

»Okay.« Ethan nahm Emmas Hand und führte sie zu einer Bank vor einer Kirche. Dieser Teil des Filmgeländes wirkte völlig verlassen. »Warum wolltest du dich mit mir treffen?«

Emma holte tief Luft. »Ich habe heute meine Mom gesehen«, gestand sie. Sie biss sich auf die Lippe. »Meine echte Mom. Becky.«

Ethans Augenbrauen schossen hoch. »Wo?«

»Sie ist an mir vorbeigefahren. Ich bin dem Auto nachgerannt, aber sie hat Gas gegeben. Offenbar wollte sie nicht mit mir sprechen.«

Ethan drehte Emma zu sich um. »Bist du okay?«

Sie zuckte die Schultern und versuchte zu lächeln. »Sie meidet ja schließlich nicht mich, oder? Es ist Sutton, mit der sie nicht reden will.«

Ethan kratzte sich am Kinn. Er öffnete den Mund, als wolle er etwas sagen, schloss ihn dann aber wieder.

»Was?«, fragte Emma.

Er schüttelte den Kopf. »Nichts.«

Emma legte den Kopf schief. »Raus damit.«

Er holte tief Luft. »Na ja, du hast doch gesagt, Becky sei ein bisschen ... verrückt, richtig?«

Emma nickte langsam. Sie hatte Ethan erzählt, wie unberechenbar ihre Mutter in Emmas Kindheit gewesen war. An manchen Tagen war Becky mit ihr in den Park gegangen und hatte sie den ganzen Tag nur Eiskreme essen lassen. Aber manche Tage hatte sie auch komplett im Bett verbracht und mit zugezogenen Vorhängen in ihr Kissen geweint. In dem Sommer vor dem Jahr, in dem sie Emma verlassen hatte, hatte Becky alle Fenster ihrer Wohnung mit auseinandergeschnittenen Cornflakes-Kartons zugeklebt, weil sie davon überzeugt gewesen war, dass sie beobachtet wurde. Emma wurde immer noch schlecht, wenn sie das Kellogg's-Logo sah.

Ethan rieb seine Schuhe aneinander. »Hast du den Brief noch, den sie dir im Diner hinterlassen hat?«

Stumm zog Emma Suttons Portemonnaie aus ihrer Madewell-Kuriertasche, holte den Zettel heraus und entfaltete ihn. Ihr wurde wieder ganz anders, als sie Beckys Handschrift sah, die ihr auch nach all den Jahren immer noch vertraut vorkam. Es stand nicht viel darauf. Nur: *Der Abend im Canyon hätte anders laufen müssen* und ein vager Ratschlag an Sutton, nicht dieselben Fehler zu machen wie

ihre Mutter. Emma wünschte, Becky hätte mehr geschrieben.

Ich auch. Dies war der erste Brief, den meine Mutter mir je geschrieben hatte. Ich hätte mir gewünscht, dass sie geschrieben hätte, wie sehr sie mich liebte und wie sehr sie die Entscheidung bereute, mich aufzugeben.

Emma hielt den Zettel Ethan vor die Nase, der ihn aufmerksam studierte. Schließlich sah er auf und gab ihr das Blatt zurück. »Ist dir aufgefallen, dass der Zettel nicht an Sutton adressiert ist?« Er deutete auf die Rückseite. »Weder vorne noch hinten. Und auch nicht in der Anrede. Nirgends.«

»Ja, und?«, fragte Emma.

»Könnte es sein, dass der Brief an dich adressiert ist? Was ist, wenn sie weiß, dass du nicht Sutton bist?«

Emma erstarrte. »Der einzige Mensch, der das weiß, ist der Mörder.«

Ethans Gesichtsausdruck veränderte sich nicht.

Emma schüttelte den Kopf. »Becky ist instabil, aber keine Mörderin. Sie hat mich in unserer Nachbarschaft auf Schatzsuche geschickt. Sie hat mit mir zusammen die Wände meines Zimmers bunt bemalt. Sie ist meine Mom.«

Aber noch während Emma die Worte aussprach, erinnerte sie sich an eine andere Becky. Die manische Becky. Die verrückte Becky. Sie zog *Jane Eyre* wieder heraus und betrachtete das Cover. Es war dieselbe Ausgabe, die sie auch mit zwölf in Nevada gelesen hatte. Auf dem Um-

schlag war das verzerrte Gesicht der Wahnsinnigen abgebildet, die Mr Rochester auf dem Dachboden versteckte: Sie hatte die Augen zusammengekniffen und der Mund in ihrem bleichen Gesicht war zu einem Schrei aufgerissen. Das Bild war der Archetyp einer Geisteskranken. Emma wusste noch, welche Furcht sie früher ergriffen hatte, wenn sie das Buch ansah – Furcht und noch ein anderes Gefühl, das sie aber nicht benennen konnte. Jetzt aber verstand sie, was es gewesen war: Erkennen. Bertha Masons Gesicht erinnerte sie an ihre Mutter.

Emma schloss die Augen und drängte die Erinnerungen beiseite. Ihre Mom hatte eine Menge Stress gehabt. Das machte sie noch lange nicht zu einer Mörderin. Und welches Motiv hätte sie dafür haben können, Sutton zu töten?

Ich hoffte, dass Emma recht hatte. Seit meiner Kindheit hatte ich davon geträumt, eines Tages meine leibliche Mutter kennenzulernen. Die Vorstellung, dass sie meinen Tod gewünscht haben könnte, erfüllte mich mit großer Trauer. Ich versuchte, mich tiefer in meine flüchtige Erinnerung zu bohren – hatte ich Becky getroffen? War irgendwas zwischen uns geschehen? Aber leider fiel mir überhaupt nichts ein.

»Vergiss, was ich gesagt habe«, sagte Ethan schnell. Er zog Emma eng an sich. Sie war immer noch stocksteif und stand unter Schock. »Es tut mir leid, Emma. Ich wollte dir keine Angst einjagen und ich weiß überhaupt nichts über deine Mom. Es war eine dumme Vermutung.«

Emma vergrub ihr Gesicht in seinem Sweatshirt und lauschte dem Klopfen seines Herzens, während die Sonne grellrosa hinter den Bergen unterging. Sie hatte es sich bislang nicht eingestehen wollen, aber Becky hatte wirklich wahnsinnig ausgesehen, als sie am Café vorbeigefahren war. Sie war plötzlich froh, dass nicht Ethan, sondern Thayer dabei gewesen war. Wenn Ethan sie gesehen hätte, hätte Emma zugeben müssen, dass durchaus die Möglichkeit bestand, dass Becky gefährlich war.

»Darf ich dich etwas fragen?«, flüsterte Ethan und spielte mit ihren Haaren.

»Alles.«

»Glaubst du, dass du hierbleiben kannst? Wenn der Mord an Sutton aufgeklärt ist?«

Emma zögerte. Davon hatte sie schon seit dem Augenblick geträumt, in dem sie erfahren hatte, dass sie eine Zwillingschwester hatte. Sie hatte noch nie irgendwo hingepasst – selbst die fürsorglicheren und netteren ihrer Pflegeeltern hatten sie nie als Teil der Familie behandelt. Jetzt hatte sie genau die liebevolle Familie, von der sie immer geträumt hatte ... aber würde das immer noch so sein, wenn ihre vielen Lügen ans Tageslicht kamen?

»Ich hoffe, dass sie am Ende verstehen, warum ich so gehandelt habe«, sagte sie leise. »Ich fände es schrecklich, wenn ich von ihnen fortmüsste.«

»Ich habe nachgedacht.« Ethan klang beinahe schüchtern. »Wir sind beide volljährig. Und wenn wir die Schule abgeschlossen haben, können wir tun und lassen, was wir

wollen. Falls du also aus irgendwelchen Gründen nicht mehr bei den Mercers wohnen kannst, könnten wir ... na ja, uns vielleicht gemeinsam eine Wohnung nehmen.«

Emma blinzelte. Seine Wangen glühten sogar im Dämmerlicht brandrot. Einen Moment lang war Emma sich nicht sicher, ob sie ihn richtig verstanden hatte.

»Wir könnten zusammenziehen«, wiederholte er. »Als Notfallplan, meine ich. Ich will dich zu nichts drängen. Aber meine Mom würde mich jedenfalls nicht vermissen.« Sein Gesicht wurde traurig und er sah sie an. »Emma, ich könnte es nicht ertragen, wenn du von hier fortmüsstest. Wenn ich dich verlieren würde.«

Emma lächelte verlegen. Sie wusste nicht, ob sie schon dafür bereit war, mit jemandem zusammenzuziehen, aber die Tatsache, dass Ethan über eine gemeinsame Zukunft mit ihr nachgedacht hatte, wärmte ihr das Herz. Sie fuhr ihm mit dem Finger über die Lippen, reckte dann den Kopf und küsste ihn.

Hinter ihren geschlossenen Lidern glitzerte die Welt. Sie vergrub ihre Finger in seinem dichten Haar und zog ihn an sich. Sein Atem ließ ihre Haut vor Aufregung kribbeln. Nie zuvor war ihr bewusst gewesen, wie sehr sie sich danach gesehnt hatte, von jemandem berührt zu werden, dem wirklich etwas an ihr lag. Ihr war nie bewusst gewesen, wie selten sie überhaupt berührt worden war. Seit sie mit Ethan zusammen war, kam es ihr manchmal so vor, als verleihe ihr nur die Aussicht auf einen nächsten Kuss die Kraft dafür, nicht aufzugeben.

Ich kannte das Gefühl. So war es mir mit Thayer gegangen.

Im Gebüsch neben der Kirche raschelte es. Emma schaute auf. »Was war das?«

Ethan legte den Kopf schief. »Was?«

Emma starrte auf die Kirchenfassade, ging dann über die staubige Straße und warf einen Blick hinter die Sperrholzwand. Nichts. Vor ihr erstreckte sich die Wüste, die bis auf ein paar vereinzelt Kakteen völlig leer war. Falls ihnen jemand nachspionierte hatte, war er verschwunden.

Ethan legte Emma den Arm um die Schulter und gemeinsam schauten sie in den Sonnenuntergang. Aber er kam Emma nicht mehr schön vor. Irgendwo da draußen beobachtete ein Killer sie auf Schritt und Tritt. Irgendwo da draußen lag die Leiche ihrer Schwester. Unentdeckt, unbetrüert.

Sie drehte sich zu Ethan um. »Ich bin völlig fertig. Wir sollten nach Hause gehen und uns ausruhen. Schließlich ist morgen das große Footballspiel.« Sie griff nach seiner Hand. »Du kommst doch?«

»Auf jeden Fall«, versprach Ethan. Der Sand knirschte unter ihren Füßen, als sie am belebten Teil der Westernstadt vorbeigingen, wo Touristen Halstücher und Cowboyhüte kauften.

Suttons Volvo stand am Rand des Parkplatzes, aber Emma sah den Zettel unter ihrem Scheibenwischer sofort. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Sie rannte zum Auto und riss das Stück Papier an sich. Ethan beobachtete mit angespanntem Kiefer, wie sie es entfaltete.

3

Vier Fäuste für ein Halleluja

»Diese Trikots sind so hässlich«, jammerte Laurel und zerrte am Kragen ihres blauen T-Shirts. »Hätten sie statt Hanes Unisex nicht American Apparel nehmen können?«

Es war ein schöner Sonntagnachmittag, und Emma, Suttons Freundinnen und die Mercers hatten sich im Saguaro State Park versammelt, wo das jährliche Eltern-Schüler-Footballturnier der Hollier High stattfand – oder die Football-Fun-Party, wie auf dem Banner über ihren Köpfen stand. Vor ihnen erstreckte sich ein künstlich grüner Rasen und auf den öffentlichen Grillplätzen vertilgten Familien Burger und Teller voller Kartoffelsalat und aufgeschnittener Wassermelone. Kleine Kinder rannten über die frisch gestreuten Kreidelinien des Fußballfeldes und spielten Fangen. Mr Mercer warf einen Football mit dem Logo der U of A in die Luft. Offenbar wollte er sich schon mal für das anstehende Match aufwärmen.

Emma lachte und stopfte ihr eigenes rotes T-Shirt in

Suttons Adidas-Shorts. »Es ist eine Wohltätigkeitsveranstaltung. Die Shirts sind sicher gespendet worden.«

Charlotte Chamberlain verdrehte die Augen. »Meine Mom veranstaltet ständig Charity-Events. Und jeder weiß, dass man Geld ausgeben muss, wenn man Geld einnehmen will. Letztes Jahr hat sie eine Tombola veranstaltet, bei der ein Vintage-Chanel-Mantel als Hauptpreis ausgesetzt war. Sie hat dreimal so viel eingenommen, wie das Ding wert war.«

»Und wohin ging das Geld?«, fragte Madeline Vega, ebenfalls eine von Suttons Freundinnen. Neben der üppigen Charlotte wirkte sie besonders klein und schmal.

Achselzuckend band Charlotte ihr rotes Haar zu einem Pferdeschwanz. »Keine Ahnung. Ist doch auch egal.«

Hinter ihnen wurde getuschelt und gekichert und die Mädchen drehten sich um. Die Twitter-Zwillinge Gabriella und Lilianna Fiorello tänzelten auf sie zu. Sie hatten sich in kurze Cheerleader-Outfits geworfen – Lili in Schwarz-rot und einem Rock, in dem riesige Sicherheitsnadeln steckten, und Gabby in Weiß und Hellblau, das Haar zu einem wippenden Pferdeschwanz gebunden. Beide trugen glitzernde Pompons, die eine Menge Lärm machten, wenn sie sie schüttelten.

»Oh mein Gott. Was habt ihr denn da an?«, kicherte Madeline.

»Das ist ironisch gemeint, du Dödel«, trällerte Gabby und warf ihre Pompons hoch in die Luft.

Emma lächelte die Mädchen an. Sie waren Suttons Freun-

dinnen, aber inzwischen betrachtete sie sie auch als ihre. Außer mit Alex, ihrer besten Freundin aus Henderson, hatte sie sich noch nie gut mit anderen Mädchen verstanden, geschweige denn mit einer ganzen Mädchenclique. Es war ein schönes Gefühl, obwohl sie mit ihnen nicht über ihre wirklichen Probleme sprechen konnte.

Ich war mir nicht sicher, ob ich mit meinen Freundinnen je über meine Probleme geredet hatte. Wir liebten einander mit bedingungsloser Loyalität, aber wir sprachen eigentlich nie darüber. Ich glaube, wir waren alle so sehr damit beschäftigt, unser fantastisches Image aufrechtzuerhalten, dass wir vergaßen, wie viel davon nur Fassade war.

Emma zwirbelte ihr Haar zu einem Knoten und machte ein paar Dehnübungen. Ihre Beine schmerzten immer noch von der Jagd nach Beckys Auto, aber in ihrer Zeit als Sutton war sie stärker geworden – schließlich hatte sie fast jeden Tag Tennistraining.

»Wow, Sutton! Spielst du dieses Jahr etwa mit?«, fragte Madeline ungläubig.

»Ich wollte mal was Neues ausprobieren«, sagte Emma leichthin. Sutton hatte sich zwar nicht für Football interessiert, aber sie freute sich auf das Spiel. In ihren Pflegefamilien hatten Familienausflüge daraus bestanden, im Wertstoffhof Getränkedosen zurückzugeben. Sie fand es toll, dass die Mercers an solchen Veranstaltungen teilnahmen. Außerdem brauchte sie Ablenkung von der Panik, mit der sie nach dem neuen Brief von Suttons Mörder zu kämpfen hatte.

